

erheben, daß er die einschlägigen Passagen aus den Konfessionen sorgfältig untersucht und das so gewonnene Bild mit Hilfe von vergleichbaren Texten aus anderen, hauptsächlich späten Schriften des AT ergänzt. Im einzelnen ergibt sich bei dieser Betrachtungsweise, daß hinter den Konfessionen Kreise von Frommen stehen, die im Gegensatz zu den einflußreichen Gegnern das endgültige Läuterungsgericht Jahwes erst erwarten, welches die klare Scheidung zwischen Gerechten und Gottlosen bringen wird. Da sich dieses Gericht jedoch immer wieder verzögert, werden die Erwartungen dieser Gruppe so sehr in Frage gestellt, daß sie die entstehende Glaubenskrisen nur im Rückgriff auf Jeremia zu meistern vermögen. Als Entstehungszeit kommt — nicht zuletzt aufgrund der scheinbaren Parallelen — nur die spätnachexilische Zeit in Frage.

Eine solche Sicht der Konfessionen ist nicht neu, aber dadurch, daß Verf. die Texte konsequent und entgegen offenkundiger Unebenheiten synchron deutet und sie sehr pointiert mit der Problematik einer Gruppe in Beziehung setzt, erreicht er gewiß sein Ziel, die „Diskussion zu verschärfen“ (VII). Der Widerspruch wird nicht ausbleiben, denn das Problem der Form der Texte ist nicht so einfach dadurch zu lösen, daß man sich in der Frage der Herleitung anders entscheidet. Außerdem bleibt immer noch zu klären, wie diese Texte einer Randgruppe in das Buch (und gerade dieses!) kommen konnten und warum sie durch 20,14–18 — diesen Text klammert Verf. vorsorglich aus! — fortgeschrieben wurden. Schließlich ist auch zu fragen, ob nicht der primäre Interpretationsrahmen für diese Texte das Jeremia-buch ist, damit man nicht Gefahr läuft, Bezüge herzustellen, die als solche nicht mehr begründbar sind. Der zweite Teil geht der Frage nach, was unter dem überlieferten Material, insbesondere innerhalb der traditionell zur Frühverkündigung gerechneten Kap 2–6 tatsächlich von Jeremia herkommen könnte. Bei diesen Überlegungen spielen wieder einige Grundentscheidungen des Verf. eine ziemliche Rolle. Zu diesen gehört, daß Verf. nicht mit der im Buch vorausgesetzten langen Wirkungszeit des Propheten rechnet, sondern offenbar mit einer wesentlich kürzeren. Das hat zur Folge, daß die Möglichkeit, Jeremia könnte im Laufe seiner Wirkungszeit seine Position geändert, also etwa im Zusammenhang mit der Reform Joschijas die Bewohner des ehemaligen Nordreiches zur Umkehr aufgefordert haben und erst später zum Unheilspropheten für Juda/Jerusalem geworden sein, von vornherein ausscheidet. Für jeremianische Herkunft kommen daher nur Texte in Frage, die Unheil ankündigen. Innerhalb dieser lassen sich jedoch bedeutsame Unterschiede feststellen: Es gibt auf der einen Seite Texte, die bloß die schreckliche Ahnung eines hereinbrechenden Unheils ansprechen (z. B. 6,1; 6,22f; 4,7; 4,15.19–21 u. a.), oder über das Unheil klagen (z. B. 8,18–23; 9,16–21 u. a.), aber weder eine Begründung dafür geben, noch auch Jahwe damit in Verbindung bringen, während andere Texte (z. B. 1,14–16; 5,14.15–17; 6,6f u. a.) darauf besonderen Wert legen.

Beide Textgruppen können nach Meinung des Verf.

nicht aus dem Mund ein und desselben Sprechers stammen (vgl. 138ff); daher wird man für Jeremia nur die ersteren beanspruchen können, während die begründenden, das Unheil mit Jahwe in Verbindung bringenden Texte „späteren theologischen Denkbemühungen“ (141) entspringen. Damit kommt der Verf. dazu, die These, daß die vorexilischen Propheten entweder aus einer „Zukunftsgewißheit“ oder aus einer Gegenwartsanalyse ein globales Gericht abgeleitet oder begründet haben könnten, grundsätzlich in Frage zu stellen und statt dessen zu betonen, daß erst die Katastrophe und die damit gegebene Notwendigkeit, „die Frage nach Jahwe und seinem Verhältnis zur Welt neu zu stellen und zu durchdenken“, auch „die Ursprungssituation alttestamentlicher Eschatologie und der entsprechenden Konzeptionen und Geschichtsentwürfe (ist)“ (211). Damit spricht der Verf. ein wichtiges Problem der Prophetenforschung an, seine Rekonstruktion der ältesten, von Jeremia stammenden Texte ist als Stütze für die These zumindest problematisch. Wenn Jeremia nur „gleichsam fatalistisch“ vom „Daß einer katastrophalen Entwicklung“ geredet haben kann und „deswegen nicht auf Jahwe zu verweisen oder in seinem Namen zu sprechen“ gewagt habe, „weil für ihn der bisherige theologische Ordnungshorizont gesprengt ist und für das, was sich jetzt anbahnt, kein zureichendes Erklärungsmuster anbietet“ (183), dann fragt man sich, ob hier nicht um des Prinzips willen ein „Minimal-Jeremia“ konstruiert wurde, der als solcher weder mit der Tradition zu vereinbaren noch auch im tatsächlichen Geschichtsverlauf unterzubringen ist. Die Katastrophe von 587 ist doch nach den Vorgängen von 597 kein so plötzlich vom Himmel fallendes Ereignis, daß es kein Hindenken gab und Jeremia nur von „Ahnungen“ ohne theologische Nachgedanken leben mußte. In welcher Weise ist er denn überhaupt noch Prophet zu nennen, wenn er keinen theologischen Vorsprung hat, sondern erst spätere „Theologen“ ihn zu jenen „Propheten“ machen, durch den Jahwe „das Unheil rechtzeitig vorausgesagt hatte“ (192)? Man könnte noch weitere Fragen stellen, aber es dürfte schon zu erkennen sein, daß die oben angeführten Grundentscheidungen des Verf. am Ende zu einem Bild vom „Propheten“ und von der Entstehung seines Buches führen, das doch in vieler Hinsicht zu eng sein dürfte.

Linz

Franz Hubmann

■ KOCH KLAUS, *Die Propheten II*. Babylonisch-persische Zeit. (Urban-TB, Bd. 281). (216). Kohlhammer, Stuttgart 1988. Kart. DM 22,—.

Seit 1988 ist nun auch der zweite Teilband der Prophetendarstellung K. Kochs in Neuauflage erhältlich (1. Aufl. 1980; zu Bd. I sowie den für beide Bde. geltenden Auslegungsprinzipien vgl. ThPQ 136 [1988] 282). Dabei wurden nicht bloß die Literaturhinweise (S. 208f) geringfügig erweitert, sondern dem Buch eine Einleitung mit dem Titel „Prophetenforschung heute“ (S. 5–8) vorangestellt. In ihr distanziert sich der Verf., der im übrigen „den Ertrag exegetischer Forschung zur israelitischen Prophetie zusammenfassen“ möchte, von zwei in der deutschsprachigen

Exegese maßgebenden Ansichten. Werden dort die Propheten vorrangig als Kündler göttlichen Gerichts verstanden, läßt sich nach Koch „von einer dominierenden Gerichtsvorstellung nirgends etwas nachweisen“ . . . „Die Propheten, vornehmlich die vorexilischen, kündeten zwar die allgemeine Katastrophe für Volk und Staat als unmittelbar bevorstehend an“ (S. 5), die bedenkenlose Rede vom strafenden Gott hingegen sei einzig auf die mangelnde Sorgfalt diesbezüglicher semantischer Untersuchungen zurückzuführen. Hat Koch sich schon früher dagegen ausgesprochen, die hebräischen Texte zu sezieren „wie ein Deutschlehrer in der Oberschule einen deutschen Aufsatz korrigiert“ (S. 193), tut er es hier verstärkt in Ablehnung eines Verfahrens, „das Redaktionsgeschichte genannt wird, genauer aber als *Redaktionsismus* zu klassifizieren wäre, da historische Gesichtspunkte nur eine untergeordnete Rolle spielen“ (S. 7). Was z. B. die Annahme einer oder mehrerer deuteronomistischer Redaktionen prophetischer Bücher betrifft, läßt „einzig die sogenannte C-Schicht im Jeremiabuch . . . eine gewisse Nähe zur deuteronomistischen Literatur erkennen“ (S. 8).

Im Zentrum der eigentlichen Darstellung steht die „Umkehrprophetie der neubabylonischen Zeit“. Denn was für Amos und Jesaja noch feste Überzeugung war, daß nämlich ein einmal ausgerufenener *dabar jhwh* durch nichts rückgängig gemacht werden kann, entwickelt sich seit Jeremia und Deuteronomias schrittweise dahin, daß Jahwe die menschlichen Umkehrbemühungen nicht übersehen wird. Nach einer kurzen Bestimmung des Verhältnisses von (deuteronomischem) Gesetz und Prophetie, wobei mit Wellhausen die historische Reihenfolge zu lauten hat: erst die Propheten, dann das Gesetz, werden Jeremia, Habakuk, Obadja, Ezechiel und Deuteronomias vorgestellt. Es ist dem Verf. daran gelegen, sowohl übergreifende Perspektiven durchzuziehen (Ethik, Eschatologie, Monotheismus, Monanthropologie) als auch zur Klärung von Einzelfragen beizutragen. Dazu zählen etwa die „Konfessionen“ im Jeremiabuch, die als Zeugnis eines Menschen gewertet werden, welcher im Konflikt zwischen der ihm aufgezwungenen religiösen Rolle und persönlicher Neigung zu zerbrechen droht. Oder die vieldiskutierte „Krankheit“ Ezechiels, bei welcher ein Sympathisieren mit der parapsychologischen Deutung unverkennbar erscheint; und weiters das Problem der „Knecht-Jahwe-Liturgien“, deren individuell-königlicher Deutung der Vorzug eingeräumt wird.

Den zweiten Hauptabschnitt bilden die Ausführungen zu „Höhepunkt und Niedergang prophetischer Tätigkeit in der Perserzeit“. Hier werden Tritojesaja (im wesentlichen als einheitlich verstanden), Haggai und Sacharja, sowie die Zeitspanne zwischen dem Auftreten Maleachis und der Abfassung der Jonaerzählung behandelt. Rückblick und Ausblick (Wirkungsgeschichte) runden das anregend und dicht geschriebene Buch ab. Wem aufgrund seiner Lektüre von Bd. I die Terminologie Kochs vertraut ist, wird das Durcharbeiten des zweiten Teiles gewiß weniger Schwierigkeiten bereiten als dem noch „unbelasteten“ Leser. Das soll aber niemanden davon abhalten, gleich und nur zu diesem Buch zu greifen. Es ist

durchaus für sich lesbar und erweckt im übrigen den Eindruck größerer inhaltlicher Ausgewogenheit als sein Vorausband.

Linz

Borghild Baldauf

■ GROSS WALTER, *Die Pendenskonstruktion im Biblischen Hebräisch*. Studien zum althebräischen Satz I. (Arbeiten zu Text und Sprache im Alten Testament 27. Bd.). (229). EOS-Verlag, St. Ottilien 1987. Kart. DM 37,—.

Die Studie aus einem Forschungsprojekt zur Syntax althebräischer Prosa bietet vorerst eine Bestandsaufnahme der Pendentia (über 1000 Belege) und eine Beschreibung ihrer Spielarten. Die Ordnung erfolgt nach ihrer Zuordnung zum aufnehmenden Satz und der syntaktischen Rolle darin. „Die Pendenskonstruktion gehört . . . zu den *normgerechten* Ausdrucksweisen des *literarischen* Hebräisch in erzählender Prosa, Kunstprosa und Poesie prophetischer wie weisheitlicher Herkunft, aber auch der penibel an Exaktheit der Darstellung eines Sachverhalts bemühter Gebrauchsprosa der Gesetzestexte.“ (184). Die Betonung (Emphase) ist zwar eine sehr wichtige, aber keinesfalls ihre ausschließlich stilistische Funktion (191–193).

Die sorgfältige Untersuchung sollte nicht bloß von Hebraisten zur Kenntnis genommen werden; sie ist durch das ausgezeichnete Register auch für Übersetzungsarbeiten und Exegese erschlossen. Der Exkurs zum diskutierten ersten Satz der Bibel Gen 1,1–3 und zu Gen 2,4b–7 (52–55) illustriert beispielhaft die Bedeutung syntaktischer Probleme für Übersetzung und Auslegung.

Graz

Johannes Marböck

■ GUNNEWEG ANTONIUS, *Geschichte Israels*. Von den Anfängen bis Bar Kochba und von Theodor Herzl bis zur Gegenwart. (Theologische Wissenschaft Bd. 2). 6. durchgesehene und erweiterte Auflage. (255). W. Kohlhammer, Stuttgart 1989. Kart. DM 26,—.

Es ist für ein Studienbuch Zeichen der Bewährung, wenn es bereits in 6. Auflage vorgelegt wird (vgl. die Rez. der 1. Auflage in ThPQ 121/1973/281f), Zeichen auch des Bemühens, den Leser über den Fortschritt der wissenschaftlichen Diskussion zu informieren. So hat Gunneweg seit der 3. Auflage 1979 zu den umstrittenen Fragen um die Frühgeschichte Israels, insbesondere der Landnahme die Anregungen soziologischer Aspekte und Fragestellungen eingearbeitet, auch wenn er gegenüber der Konzeption von N. K. Gottwald zurückhaltend bleibt und den Begriff Amphiktyonie „als relativ bestes Analogiemodell“ (Vorwort zu 1984, S. 8) beibehält. Die vorliegende 6. Auflage wurde um ein Kapitel über die Geschichte des modernen Israel „Von Theodor Herzl bis zur Gegenwart“ (193–233) erweitert. In der Darstellung der konfliktreichen Vorgeschichte und der ersten Jahrzehnte des Staates Israel begegnen Grundprobleme der Anfänge Israels im Alten Testament wie die Spannung von Religionsgemeinschaft, Nation und Staat (196) in neuer Ausprägung. — Die Geschichte Israels von Gunneweg bleibt durch